



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Susan Weinert Rainbow Trio: Der Baum vor meinem Fenster; Susan Weinert (g), Martin Weinert (b), Sebastian Volz (p); ToughTone / Edel

Berückendes Vermächtnis einer Musikerin, die unlängst knapp 55-jährig verstarb. Als Susan Weinert in den frühen Neunzigern von sich reden machte, galt die gelernte Zahnarzthelferin aus dem Saarland als eine der ganz wenigen namhaften Gitarristinnen im internationalen Jazz. Stilistisch im Terrain von Rock- und Funkjazz unterwegs, brachte ihr eine Gastrolle bei Mike Manieris Fusion-Band Steps Ahead den Durchbruch. Unablässig experimentierte und feilte sie am Sound ihrer Susan Weinert Band, der sich kontinuierlich erneuerte. Kern war ein Trio Gitarre/Bass/Drums, das mitunter erweitert wurde; am Bass stets Ehemann Martin Weinert. Nach der Jahrtausendwende ging's akustischer zu, Susan griff zur Nylon-String, Martin zum Kontrabass. Als sie auf den klassisch geschulten Pianisten Sebastian Volz trafen, entstand 2018 das Rainbow Trio. Dies ist sein zweites Album.

Die unkonventionelle Instrumentierung mit Konzertgitarre, Klavier, Kontrabass schafft eine ganz eigene, kammermusikalisch-filigrane Klangwelt voller Poesie und Feinsinn. Schon Titel wie „Herbstwind“, „Leise, fast unbemerkt“ oder „Early Evening“ evokieren Stimmungen, Melancholie, Kontemplation. „Der Baum vor meinem Fenster“ verdankt sich wohl dem Blick aus dem Krankenzimmer. Dabei sind Susan Weinerts Stücke nie depressiv, eher versonnen, introspektiv, eines aus der Feder von Sebastian Volz („Congo Tales“) klangmalerisch und experimentell. Das Zusammenspiel von Klavier und Gitarre erlaubt feine, vielschichtige Texturen, teils mit Pat-Metheny-artigen Harmonien, die der Kontrabass sonor grundiert und durchzieht. Eine kostbare Hinterlassenschaft.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

New York Contemporary Five: Consequences; Archie Shepp (ts), John Tchicai (as), Don Cherry (pocket-tr), Sunny Murray (dr) u. a.; ezz-thetics/nrw

Diese Formation war eine der bahnbrechendsten im modernen Jazz. Dabei gab es die New York Contemporary Five nur zwei Jahre – von 1962-64. Und doch klingt ihre Musik heute noch nach Avantgarde, nach freiem Ausdruck, der mit dem Begriff Free Jazz allerdings nur unzureichend beschrieben ist. Dafür weist diese Musik allzu viele Parameter auf, die die Jazztradition durchscheinen lassen.

Dabei markieren die New York Contemporary Five nicht nur einen der Wendepunkte der Jazzhistorie, sondern eine bewusste Abkehr vom Jazz-Mainstream. Eine Bewegung die heute vor allem mit John Coltrane assoziiert wird. Aber die New York Contemporary Five (das wird beim Wiederhören dieser Kompilation deutlich) hinkte dieser Stilistik keineswegs hinterher, sondern führte sie mit an.

Natürlich sticht einem zu allererst Archie Shepp ins Ohr, dessen rauchige, kraftstrotzend bauchige Tenorarbeit. Und gleich anschließend die unbedingte Leichtigkeit, die Don Cherry seiner Pocket-Trumpet verordnet hatte. Beide Protagonisten verbürgen, so gegensätzlich sie klingen, zusammen mit Altist John Tchicai die lässige Bläserlastigkeit der Gruppe. Dazu gesellt sich der immer federnde, im Grunde swingende Untergrund des Schlagzeugs von J.C. Moses. Nicht zuletzt strukturiert Don Moores Vorliebe für den Walking Bass viele Stücke. Wie frei sich die Musiker trotzdem bewegen, fällt vor allem auf, wenn sie andere Jazzstücke covern, etwa Monks „Crepuscle With Nell“, das hier geradezu mainstreamig herüberkommt.

Rund um Cherry und Shepp wechselte die Formation übrigens stetig – Sunny Murray kam als Drummer hinzu, ebenso Trompeter Ted Curson. All das ist hier noch einmal zu bestaunen. Und erzählt von einer Zeit, in der sich der Jazz noch einmal neu erfand.

Tilman Urbach



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Dee Dee Bridgewater: Afro Blue; Dee Dee Bridgewater (voc), Cecil Bridgewater (tp), Ron Bridgewater (ts,perc), Roland Hanna (p), George Mraz (b), Motohiko Hino (dr); Mr Bongo/HM

Mit gefeierten Auftritten wurde die zeitweise in Paris lebende amerikanische Sängerin Dee Dee Bridgewater auch hierzulande bekannt. Dafür sorgten ihre superben Hommagen an berühmte Vorgängerinnen wie Ella Fitzgerald und Billie Holiday.

Bevor Dee Dee Bridgewater mit „Afro Blue“ 1974 ihr Debüt-Album veröffentlichte, hatte die stimmgewaltige, aus der Blues-Stadt Memphis stammende Vokal-Diva mit zahlreichen Jazzmusikern gearbeitet. Bereits zwei Jahre zuvor nahm sie einen wichtigen Part auf Frank Fosters sozialkritischer Platte „The Loud Minority“ ein. Danach schlossen sich Aufnahmen in den Bands von Dizzy Gillespie, Roland Kirk und dem Thad Jones/Mel Lewis Orchestra an.

Als junge Frau lernte die Sängerin – ihr eigentlicher Name ist Denise Eileen Garrett – den Trompeter Cecil Bridgewater kennen und behielt auch nach der Trennung von ihm den Namen bei. Dieser bildet auf ihrem formidablen Debüt – mit seinem Bruder, dem Saxofonisten Ron Bridgewater – die Bläsergruppe des Sextetts. Im Albumtitel verwebt die Sängerin exotische Scat Vocals mit Kalimba- und Bass-Sounds. Ihr expressiver Gesang findet einen Widerhall in einem heißen Saxofon-Solo, Roland Hannas flimmernden E-Piano-Fantasmen und einem Feature des japanischen Drummers Motohiko Hino. Mit welcher Power die Künstlerin die Königsdisziplin afroamerikanischer Musik beherrscht, demonstriert sie in dem „Blues Medley: Everyday I Have The Blues/Monday Blues/Traditional Blues“. Dabei ist einmal mehr ihre klangfarbene Stimme zu bewundern: ein faszinierendes Spektrum, das sich vom dunkel getönten Timbre bis in luftig-leichte Höhen erstreckt. Eine absolute Pflichtplatte für Jazz-Vocal-Fans.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Joe Haider Sextet: As Time Goes By; Joe Haider (p), Bert Joris (tp, fl-h), Heinz von Hermann (ts, fl), Johannes Herrlich (tb), Raffaele Bossard (b), Dominic Egli (dr); Challenge/in-akustik

Den schlüssigsten Beweis für die belebende Kraft des Jazz liefert Joe Haider. In Europa zählt der über achtzigjährige Pianist, Komponist, Arrangeur und Musikpädagoge zu den großen Persönlichkeiten dieses musikalischen Genres.

Seine sich über sechs Dekaden erstreckende Karriere kommentiert er im Booklet seiner CD „As Time Goes By“ mit trockenem Humor: Obwohl er sich immer noch „frisch und munter“ fühle, sinniert er über die ihm noch verbleibende Zeit im Fußball-Jargon „... es klingt wie die Schlussphase oder die Verlängerung mit anschließendem Elfmeterschießen“. Dieses Statement wird durch die Frische, mit der sein Sextett zeitgemäßen Modern Jazz präsentiert, sofort widerlegt. Dafür imponieren die Stücke des Leaders und die seiner Band mit einfallsreichen Auslegungen wie es schon das Thema „Magic Box“ von dem Trompeter Bert Joris verspricht. Wie in einem Zeitraffer weckt es Hardbop-Erinnerungen, versinkt dabei aber nicht wie der Albumtitel in lebenswürdiger Nostalgie, sondern begeistert durch vitale Exkursionen.

Ähnliches lässt sich über „Hot Summer In Vienna“ des Posaunisten Johannes Herrlich sagen. Joe Haider verrät sein Faible für Jazz Walzer mit romantischem Piano-Intro in „Only For You“. Das heitere Thema wird von dem Saxofonisten Heinz von Hermann vorgestellt, der hier Querflöte spielt. Deren Sounds schaffen einen feinen Kontrast zu der zügigen Untermalung durch die Bläser. Allein schon die Power, mit welcher der Drummer Dominic Egli in „District West“ loslegt und die Abläufe der Improvisationen dynamisiert, verleiht Haiders ebenfalls im Dreiviertel-Takt konzipiertem Stück „District West“ einen unwiderstehlichen Groove.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

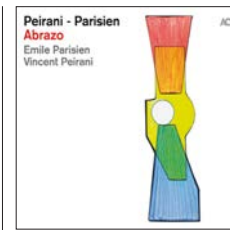
Florian Ross Quartet: Reason & Temptation; Florian Ross (p), Sebastian Gille (sax), David Helm (b), Fabian Arends (dr); Toy Piano Records / Galileo MC

Eigentlich fremdelt Florian Ross, der mittlerweile 47-jährige Kölner Pianist und Komponist, ein wenig mit rein aus dem Momentum fabrizierter, freier Improvisation. Weil ihm dort oft variable Strukturen und originelle Texturen fehlen. Angesichts dessen ist sein neues Album „Reason & Temptation“, in dem sich sechs Kompositionen und sieben spontane Inventionen nahezu ununterscheidbar zu famoser Grandezza vereinen, von ganz besonderem Reiz.

Dass man da gleich dreimal an Aristoteles denkt, liegt zunächst an den sensibel interagierenden Musikern seines Quartetts, für das gilt: „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.“ So sorgt Fabian Arends, dessen Drumming von flirrenden Cymbal-Rides über dezenten Snare- und Tom-Akzentuierungen charakterisiert ist, in leichtgängiger Eleganz für Orientierung. Während mit sonor-warmen Basslines David Helm hochbelastbare Brücken zwischen den Melodikern schlägt. Diese parlieren in heiterer Gelassenheit à deux über ihre Themen, tauschen sich aber gern auch dialogisch mit den Rhythmikern in wundersam organischem Flow aus.

Wie man aus der Nikomachischen Ethik weiß: „Jede Bewegung verläuft in der Zeit und hat ein Ziel.“ Und das ist eine homogene Klangentwicklung, die vor allem von Sebastian Gille geprägt wird. Der mit eindrucksvoll rauchiger Intonation auf Sopran- und Tenorsax filigrane Melodien zeichnet, die ohne Free-Aplomb duftig schillern. Dazu beseelt Florian Ross die oft tänzerisch fließenden Soundscapes mit feinsinnig getupfter Tastenpracht, die perfekt mit ihrer Umgebung harmoniert. Wobei stets gilt: „Abwechslung ist von allem das Süßeste, wie der Dichter sagt.“ Genug „Reason“ für diese „Temptation“ des „Florian Ross Quartet“, das ihre Hörer hier imposant bezaubert.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Peirani – Parisien: Abrazo; Emile Parisien (ss), Vincent Peirani (acc); ACT / Edel

Nach ihrem umjubelten Duo-Debüt „Belle Époque“ 2014 zelebrierten Emile Parisien und Vincent Peirani in über 600 Konzerten weltweit derart genüsslich ihre typisch französische Kooperation, dass sie im Laufe der Jahre beinahe, aber nicht ganz, ein sehnlich erwartetes Sequel vergaßen. Nun ist „Abrazo“ endlich da, dessen Name nicht etwa einer bekannten Stahlwolle huldigt, sondern ihre innige Verbindung als „Umarmung“ treffend auf den Punkt bringt.

Thematisierte ihr Erstling – angesichts des Titels historisch nicht ganz korrekt – den Jazz des 1920er-Jahre unter opulenter Würdigung von Sidney Bechet, spannt sich nun der Bogen von Jelly Roll Morton („The Crave“) bis zu Kate Bush und ihren „Army Dreamers“. Dazwischen tanzen die beiden Jazzvariantenreich Tango, vor allem zu den Klängen von Xavier Cugat („Temptation“), zwei Stücken des großen Astor Piazzolla sowie zu „A Bebernos Los Vientos“ des Gitarristen Tomás Gubitsch, der hierzulande kaum jemandem ein Begriff ist.

Dass man selbst bei den populären Tracks des „Tango Nuevo“-Inventors Schwierigkeiten hat, hier dessen Handschrift zu erkennen, zeigt einmal mehr, wie sehr sich Peirani und Parisien ihr Ausgangsmaterial zu eigen machten. Mit einem in den Bassregistern pumpenden Akkordeon, das gelegentlich einzelne Töne brillant absterben lässt und ansonsten mit feinen Klangflächen von flirrender Farbigkeit das absolut unverwechselbare Sopransax begleitet. Dessen in bestem Sinne hölzerne Intonation versprüht in verdichteter Klangbildung den Charme von Samt und Seide – ganz ohne Spuren von Coltrane, Steve Lacy oder Dave Liebman als eigenwillige Fortschreibung von Sidney Bechet. À deux tändeln ihre Instrumente überwältigend intensiv: très française et très formidable.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★

Jimmy Heath: Love Letter; Jimmy Heath (ts,ss), Kenny Barron (p), Davie Wong (b), Lewis Nash (dr), Wynton Marsalis (tp), Gregory Porter, Cécile McLorin Salvant (voc) u. a.; Verve/Universal

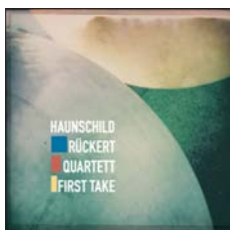
Er war einer der letzten Zeitzeugen und Interpreten, die an der Evolution des Modern Jazz mitgewirkt haben: Am 19. Januar 2020 starb der Saxofonist Jimmy Heath im Alter von 93 Jahren. Nur wenige Wochen zuvor nahm er die Platte „Love Letters“ auf. Sein letztes aus reizvollen Balladen bestehendes Konzeptalbum ist ein außergewöhnliches musikalisches Testament.

Ähnlich wie John Coltrane, mit dem Heath befreundet war, wechselte er in den 1950er-Jahren vom Altsax- zum Tenorsaxofon. Einer der Gründe war, sich von den Sounds der die Szene beherrschenden Bop-Ikone Charlie Parker zu distanzieren. Letztlich hatten ihm Musiker schon den Spitznamen „Little Bird“ verpasst.

Schon zu Beginn seiner Karriere interessierte sich Heath für subtile Arrangements, mit denen er seine Themen, aber auch Stücke anderer Komponisten verfeinerte. Wie exzellent er diese Technik verwendet, demonstriert er in dem Original „Ballad From Upper Neighbors Suite“. Ein in tiefen Lagen kreiertes Arco-Bass-Intro bereitet den Einstieg des Leaders vor. In seinen flüssigen Tenorsax-Chorussen schwingen aparte Motive mit, deren Gelassenheit auf seine Band überspringt.

Wie stark sich Heath mit den Lyrics eines Songs identifiziert, wird speziell bei den Features der beiden Gast-Stars deutlich: Sowohl in Cécile McLorin Salvants „Left Alone“ wie in Gregory Porters „Don't Misunderstand“ setzt er die Poesie in empathische Tonfolgen um. Die Begegnung mit dem Trompeter Wynton Marsalis in „La Mesha“ führt zu einem weiteren Höhenflug improvisatorischer Einfälle. Mit einer leidenschaftlichen Instrumental-Version von Billie Holidays „Don't Explain“ klingt eine Session aus, die zu den schönsten Balladen-Alben zählt.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Haunschild/Rückert Quartett: First Take; Frank Haunschild (g), Thomas Rückert (p), Reza Askari (b), Jens Düppe (dr); Genuit

Vier Musiker aus dem Köln-Bonner Raum, die einander als Dozenten eines jährlichen Workshops und von anderen Projekten lange kennen, verabreden sich im Studio. Sie einigen sich auf eine Handvoll Standards, die jeder Profi „drauf“ hat, Gitarrist Haunschild bringt eigene Widmungen an Barney Kessel, Antonio Carlos Jobim, John Abercrombie mit, und los geht's mit der munteren Session. In Sechsbis Zehnminüttern jammen die vier über ihre Vorlagen, voller Spielfreude, direkt im Zusammenspiel, luftig-transparent im Sound. Beachtliche „first takes“ sind das Ergebnis. So was hat heute Seltenheitswert.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Reto Suhner Quartett: 20; Reto Suhner (sax, cl u.a.), Philip Henzi (p, el-p, synth u.a.), Silvan Jeger (b), Dominic Egli (dr, perc); Anuk (2 CDs)

„20“, wohin man schaut. 2020 besteht das Quartett 20 Jahre, zu diesem Anlass ein Doppelalbum mit 20 Titeln. Der Schweizer Reto Suhner macht sich einen Spaß daraus, das Quartettformat immer anders klingen zu lassen. Keine Nummer gleicht der anderen. Suhner wechselt Saxofone und Klarinetten von Stück zu Stück, auch mittendrin, nimmt gelegentlich Exotisches hinzu. Los geht's ganz einfach („Simple“), doch der Eindruck täuscht. Titel wie „Duftsiegel“ oder „Datengeil“ verraten schon das Augenzwinkern, mit dem Suhner vordergründig Leichtes mit kleinen Überraschungen versieht. So bleibt es spannend.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Jan Bierther: Guitar Meeting; Jan Bierther, Ali Claudi, Essener Gitarrenduo, Andreas Heuser, Gregor Hilden, Werner Neumann, Joscho Stephan (g) u. a.; Makro / MVH

Von der Jazzszene Ruhr ist der Essener Gitarrist Jan Bierther kaum wegzudenken: Als Musiker eine feste Größe, als Veranstalter schafft er Spielorte für sich und viele Kollegen. In Oberhausen und Essen etablierte er Jazzreihen, bei denen er mit seinem Trio oder einem kleinen Pool von Musikern wechselnde Gastsolisten begleitet. Kostproben bieten Live-Compilations (z. B.: „Jazz in der Fabrik, Vol. 1 & 2“, Makro/MVH), auf deren jüngster er sich jetzt mit einem knappen Dutzend „Lieblingsgitarrenkollegen“ vorstellt. Ein unterhaltsam-abwechslungsreicher Mix aus Swing und Bop, Blues und Pop, abgerundet mit weltmusikalischen Farben.

Zusammen mit Joscho Stephan macht er aus Sonny Rollins' „Oleo“ ein Stück Gipsy-Swing, das en passant die harmonische Basis „I Got Rhythm“ und andere Klassiker zitiert. Nun sind Zitate ja ein beliebtes Stilmittel der Improvisation; auf die Idee, im Standard „Lullaby of Birdland“ – mit Düsseldorfs Altmeister Ali Claudi – Bach'sche Kontrapunktik und Surf-Rock („Walk Don't Run“) aufblitzen zu lassen, muss man aber erst mal kommen. Die Abteilung Blues und Groove ist mit dem Münsteraner Gregor Hilden („Way Back Home“) und dem Briten Glen Turner („The Thrill Is Gone“) stilecht besetzt, mit dem Dortmunder Andreas Heuser geht's durch einen weltmusikalischen Siebener („Endlich 7“). Heuser ist noch mal dabei, wenn das Essener Gitarrenduo Bernd Steinmann/Stefan Loos und Gastgeber den Disco-Hit „I Will Survive“ in einen veritablen Flamenco verwandeln – umwerfend. Und dass Bierther auch auf handverlesene Rhythm-Sections setzt, dafür stehen schon Bassisten wie Martin Engelen (Klaus Lage Band) und Jens Pollheide (Embryo).

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Derrick Hodge: Color Of Noize; Jahari Stampley (p, organ), Michael Aaberg (synth, keyb), Derrick Hodge (e-b) u. a.; Blue Note/Universal

Sein Album bezeichnet er als „Freedom Music“. Musik, die zu den Leuten spricht, die ihnen schlicht helfen soll, durch den Tag zu kommen, egal was sie gerade durchmachen. Wohlfühlmusik also? Aber schon da tut sich ein großes Fragezeichen auf. Denn es ist gar nicht so einfach, Derrick Hodges Album „Color Of Noize“ auf einen Nenner zu bringen.

Das gilt indes auch für seine Musikerpersönlichkeit. Immerhin hat sich der Bassist in der jüngsten Vergangenheit als Produzent hervorgetan (auch schon an der Seite des legendären Quincy Jones), hat mit Robert Glasper oder Terence Blanchard gespielt – sodass vermutlich die frisch-fröhliche Formulierung der Plattenfirma zutrifft: Hodge lasse sich in jede Band integrieren, aber keinesfalls stilistisch einkasteln.

Bis auf „Fall“ von Wayne Shorter stammen alle Songs aus seiner Feder. Legt man die CD ein, so braucht der erste Track („The Cost“) nur etwas mehr als eine Minute, um aus einem schön hin und her schunkelnden, keyboardgesteuerten Thema zu einem akustischen Brandsatz zu mutieren, denn dann steigen die beiden Drummer Michael Mitchell und Justin Tyson mit voller Wucht ein. Und doch bleibt alles durchhörbar, ja, sanglich nachvollziehbar. Ein wenig klingt es nach kalifornischem Sunshine-Jazz und nach George Duke.

Um jederzeit rhythmisch und musikalisch einen draufzusatteln, ins Up-Tempo zu verfallen, komplexe Strukturen und rasende Soli zu entwickeln. Hip-Hop-Grooves sind da zu hören, eine fette Dosis Soul. Hodge selbst spricht von seiner Musik in Gegensätzlichkeiten, einem melting pot, in dem sich Schönheit und Chaos paaren. Und hat sich Jazz nicht immer als Schmelztiegel erwiesen, der sich aus verschiedenen stilistischen Ecken das Beste herausholte?

Tilman Urbach



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

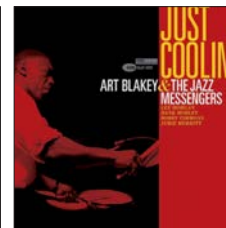
Victor Gelling's T.P.C.M.: Everything I Glue Together Falls Apart; Karoline Weidt (voc), Katharina Koch (voc), Niko Zeidler (reeds), Lisa Buchholz (tp), Victor Gelling (b, comp) u.v.a.; Recordjet / Bandcamp

Was der in Köln lebende Bassist auf „Everything I Glue Together Falls Apart“ in zwischen kindlichem Übermut und kammermusikalischer Ernsthaftigkeit schillernder Spielfreude kredenzt, ist eine veritabel homogene Ensemble-Leistung von erfrischend unaufgeregter Natürlichkeit.

Auseinander fällt bei dieser kurz T.P.C.M. genannten „Trash & Post-Chaotic Music“ selbstmurmeln nichts, obwohl permanente Brüche die mal solistisch zart, dann wieder sehr kompakt als Tutti inszenierten Soundscapes durchziehen.

Bemerkenswert transparent aufgenommen, entfaltet sich knapp 74 Minuten lang ein Pandämonium großer Gefühle, wobei Victor Gelling in souveränem Eklektizismus unterschiedlichste Klangfarben quer durch die Musikgeschichte – von romantischer Liedkunst über Jazz, Rock und Pop bis hin zu neotonerischer Avantgarde – zu aberwitzig detailreichen, großformatigen Prachtschinken vermalte. Was man unbedingt selbst erleben muss, weil sich die überwältigenden Stimmungsbilder geradezu kaleidoskopartig beinahe im Sekundentakt verändern. Da wird etwa feinstes Impro-Gefrickel lustvoll mit klassisch swingenden Bläsersätzen kontrastiert, steht Spoken-Word-Poetry im Wettbewerb mit packenden Grooves, weckt plötzlich eine Gitarre Retro-Rock-Gefühle, schneidet eine Trompete ins Herz, kippt vergnügt ein Kinderklavier von Stride-Seligkeit in atonalen Irrwitz und so weiter und so fort. Ein opulentes Feuerwerk explosiver Ideen, die anderen für Dutzende Scheiben reichten, kulminiert hier zu einem rasanten Wechselbad großer Emotionen, in dem man sprachlos versinkt – ein sensationelles Debüt.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Art Blakey: Just Coolin'; Lee Morgan (tp), Hank Mobley (ts), Bobby Timmons (p), Jimmie Merritt (b), Art Blakey (dr); Blue Note/Universal

Auf der Blue Note-Kultplatte „Moo-nin“ definierten Art Blakeys explosive Trommeleinsätze, lässige Themen und feurige Improvisationen die Richtung, mit der sich seine „Jazz Messengers“ in unterschiedlichen Besetzungen mehr als dreißig Jahre als Topgruppe des Modern Jazz behaupteten. Für den Erfolg war der Tenorsaxofonist Benny Golson, der musikalische Leiter der Gruppe, federführend. Er hatte das stagnierende Repertoire des Drummers mit frischen Themen bereichert. Auch die Wahl der Musiker ging auf seine Empfehlungen zurück: Sowohl der Trompeter Lee Morgan wie auch der Pianist Bobby Timmons verliehen der Formation eine markante musikalische Identität.

Nach einer Europatournee nahm die Band im Frühjahr 1959 das bislang unveröffentlichte „Just Coolin“-Album auf. An Stelle von Benny Golson, der sich stärker auf Kompositionsarbeiten konzentrierte, war kurzzeitig der Tenorsaxofonist Hank Mobley eingesprungen. Er steuerte außer dem Albumtitel noch zwei weitere Stücke bei. Schon sein Opener „Hipsipity Blues“ hat mit Elementen aus Rhythm 'n' Blues- und Gospel-Anklängen das Zeug für einen Hardbop-Hit. Dazu tragen auch die Soli der Musiker bei: Mobley, der aus scheinbar simplen Phrasen starke Improvisationen entwickelt, Morgans extrovertierte Trompeten-Chorusse und Timmons' soulige Pianistik, die er mit hartem Anschlag zelebriert. Dazu forciert Art Blakey mit aufpeitschenden Snare- und Bassdrum-Akzenten das Tempo und unterlegt mit motivreichen Figuren die Aktionen seiner Band. Noch brisanter klingen einige Themen der „Just Coolin“-Session auf Blakeys kurz danach aufgezeichneten beiden Live-Alben „At The Jazz Corner Of The World“.

Gerd Filtgen



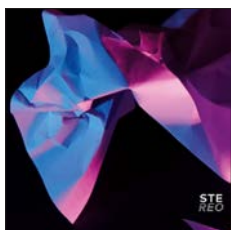
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Harry Beckett: Joy Unlimited; Harry Beckett (tp, flh), Ray Russell (g), Brian Miller (p, el-p, synth), Darryl Runswick (b), Nigel Morris (dr), Martin David (conga); Cadillac / Rough Trade

Interessante junge Bands, rührige Labels mit Ohr am Puls des Geschehens – britischer Jazz hat derzeit einen guten „Lauf“. Da kommt ein Rerelease wie gerufen, das zum 10. Todestag des Trompeters und Flügelhornisten Harry Beckett († 22.7.2010) erscheint. Der kam 1954 aus Barbados nach England und war für ein halbes Jahrhundert eine feste Größe im Insel-Jazz. Nach der Maxime „Wenn die Musik gut ist, bin ich dabei“ spielte er querbeet durch alle Jazzstile, immer in namhafter Gesellschaft: Modern (Graham Collier), Free (London Jazz Composers Orchestra), Rock (Keef Hartley), Fusion (Isotope), Township (Chris McGregor), Afro-British (Jazz Warriors), Acid (Working Week) – um nur einige zu nennen. Gleichzeitig leitete er eigene Bands wie Joy Unlimited, deren Debüt von 1975 nun wieder erhältlich ist. Erfreulicherweise.

Es ist ein entspannt-funkiges Album nach Art des frühen Rockjazz, bei dem es eher um Groove und Feeling geht denn um Hochgeschwindigkeitssolistik und metrisch-harmonische Vertracktheiten. Klar, dass Beckett auch auf die Calypso-Rhythmen seiner karibischen Heimat zurückkommt („Glowing“), wofür er mit Drummer Nigel Morris, der „seinen“ Billy Cobham bestens kennt, und Congaspieler Martin David ein feines Trommelteam hat. Gitarrist Ray Russell, der schon mal ein rasantes Solo hinlegt, aber immer einfallsreich bleibt, spielt mit Effekten (Verzerrer, Wahwah), seine Tongirlanden eingebettet in die Sounds von Brian Millers E-Piano. Beckett selbst besticht mit seinem vollen, runden, lyrischen Ton, jener unverwechselbaren Stimme, deretwegen die „Melody Maker“-Leser ihn bereits zum Trompeter Nr. 1 gekürt hatten. Nachvollziehbar.

Berthold Klostermann



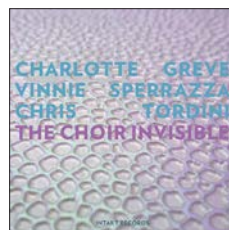
Musik
★★★★
Klang
★★★★★

LBT: Stereo; Leo Betzl (p), Maximilian Hirning (b), Sebastian Wolfgruber (dr); Enja Yellowbird / Edel

Es kündigt schon von einem soliden Selbstbewusstsein, dass Leo Betzl sein Piano-Trio analog zu jenem von Esbjörn Svensson schlicht LBT nennt. Wer das jemals live erlebte, weiß, welchen hypnotischen Sog die drei Münchener mit ihren handgemachten Techno-Sounds erzeugen. Wovon auch ihr jüngstes Album „Stereo“ kündigt, das auf einer Scheibe beinharte Tanzmusik präsentiert und auf einer zweiten entspannt in Jazzgefilen swingt.

Um es gleich zu sagen: Der Kontrast könnte kaum größer sein. Folglich ist es gut möglich, dass nicht Techno-affine Hörer schon nach wenigen Minuten den einen, komplett vom Bassisten Maximilian Hirning komponierten Silberling entnervt in die Ecke werfen und sich kaum noch an die Jazzgeschichten herantrauen. Was in beiden Fällen schade wäre. Denn wie sich zunächst sägende Basslines, exakt durchgetaktete Beats und impulsive Piano-Sounds unter Einsatz diverser Electronics und unkonventioneller Spieltechniken ziemlich raffiniert zu tanzbaren Tracks fügen, die einen für eine halbe Stunde druckvoll in Trance versetzen, ist schon schwer beeindruckend. Und in der Durchführung bis in kleinste Details hochmusikalisch, wenn man genauer hinhört. Was natürlich neugierig macht auf die mit Ausnahme des filigranen Manчини-Klassikers „Slow Hot Wind“ von Leo Betzl konzipierten sechs Jazznummern. Und wie sich etwa bei „Parks Bells“ zeigt, sind sie die logische Fortschreibung der Techno-Tracks, nur halt in offenen rhythmischen Strukturen und mit weiter ausgeformten melodischen Bögen. Die zirkelt vor allem der Pianist mit leichthändiger Eleganz in schöner Klangsprache, die gleichermaßen vertraut und doch eigenständig einen heiteren Charme versprüht. Weshalb „Stereo“ ein Tonikum für alle Lebenslagen ist.

Sven Thielmann



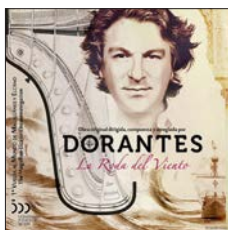
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Charlotte Greve, Vinnie Sperrazza, Chris Tordini: The Choir Invisible; Charlotte Greve (as), Vinnie Sperrazza (dr), Chris Tordini (b); Intakt Records/HM

Seit sie im Jahr 2017 zum ersten Mal in Trio-Formation auftraten, kamen sie regelmäßig zusammen, um zu spielen. Sie entwickelten dabei einen vielschichtigen kollektiven Sound, den sie hier mit „The Choir Invisible“ vorstellen. Sobald die Altsaxofonistin Charlotte Greve ihrem Instrument Töne entlockt, stimmen sich der Bassist Chris Tordini und der Drummer Vinnie Sperrazza darauf ein. Sie komplettieren wie in einem Atemzug in „Chant“ das Thema. Es klingt wie ein Credo des Trios, über das nicht weiter improvisiert wird. Mit kurzen melodischen Fragmenten deutet die Saxofonistin in dem solo vorgestellten „These Materials“ an, wie sie in einem fantasievollen Prozess ihre Stücke entwickelt. Dabei wird jede Unruhe vermieden. In „Low“ streift Greve langsam mit tiefenentspannten Chorussen durch die geheimnisvollen Felder ihrer musikalischen Fantasie.

Offenbar genießt es die Saxofonistin, dabei von dem vielschichtigen Groove des Rhythmus-Teams „chormäßig“ unterstützt zu werden. Furioser geht es in „1,7“ und „e“ des Bassisten zu. Mit wuchtigen Linien fordert er die Musiker zur Teilnahme auf. Zunächst kommt der Drummer mit vorwärtstreibenden Beats hinzu. Nachdem das ausgezeichnet miteinander korrespondierende Duo ein komplexes rhythmisches Dickicht kreiert hat, vervollständigt Charlotte Greve mit motivreichem Spiel das Geschehen. In ihrem energischen „Daily Task“ demonstriert die Saxofonistin, die schon seit einigen Jahren ihr Domizil von Berlin nach New York verlegt hat, welche starken Anreize sie von der dortigen Musikszene für ihre künstlerische Entwicklung erhielt.

Gerd Filtgen



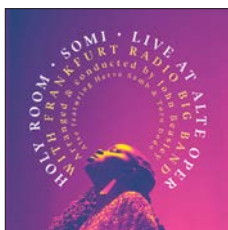
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Dorantes: La Roda Del Viento; Dorantes (p, comp, arr, ld), Isidro Suarez (perc), Coral CfDH (voc), Solisten des Real Orquesta Sinfonica de Sevilla; Flamenco Scultura / Galileo MC

Jahrzehnte nach Kolumbus startete Ferdinand Magellan 1519 von Sevilla ein Abenteuer, das als erste Weltumseglung 1522 endete. Die der Portugiese in spanischen Diensten freilich nicht mehr erlebte, weil er bereits im Jahr zuvor auf Mactan ums Leben kam. So viel zum historischen Hintergrund von „La Roda Del Viento“, mit dem der aus andalusischem Gitano-Flamenco-Uradel mit höchst illustrierter Verwandtschaft stammende David Peña Dorantes in farbenreicher Opulenz das 500. Jubiläum der Magellan'schen Expedition zelebrierte.

Was in fünf Movimientos, die vom Aufbruch in Sevilla über die Atlantikquerung bis zur Heimkehr der „Victoria“ wesentliche Momente nachzeichnen, als unkonventionell klanggewaltiges Abenteuer ertönt. Mit einem Chor, der die typischen cantes des Flamenco hinreißend in imposantem Cinemascope-Format jubeln lässt. Akzentuiert von flirrender Percussion, die in rauschhafter Pracht auch Latin-Einflüsse spiegelt. Dazu gesellen sich packende Streicherklänge, die erfrischend vital markante Strukturen setzen. Überglänzt vom virtuoson Dorantes am Flügel, der dort flirrenden Saitenzauber der guitarra flamenca mit impressionistischen Einflüssen und Jazz aller Couleur samt avantgardistischer Klangelemente zu höchst eigenen Soundscapes verbindet. Was mit Chor und Orchester seine grandios dynamische Oper „La Roda Del Viento“ zu einem Meilenstein des modernen Flamenco erhebt.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

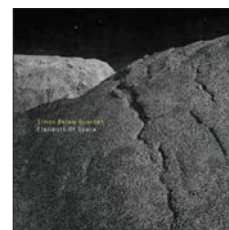
Somi: Holy Room – Live at Alte Oper with Frankfurt Radio Big Band; Somi (voc), Hervé Samb (g), Toru Dodo (p), John Beasley (arr, cond), hr-Bigband; Salon Africana / DistroKid

Holy moly, was für ein ehrfurchtgebietender „Holy Room“, der sich als Schatzkammer voller funkender Preziosen entpuppt! Mit knapp einem Dutzend aufregender Songs, die herzergreifend zwischen zartester Balladen-Seligkeit und druckvoller Big-Band-Pracht in betörender Farbigkeit oszillieren.

Als First-Generation-Amerikanerin hat Somi, die 1979 in Illinois als Laura Kabasomi Kakoma geborene Tochter eines ugandischen Vaters und einer aus Ruanda stammenden Mutter, einen besonderen Blick für die Probleme der Black Community. Die sie folglich sowohl aus afrikanischer wie auch westlicher Perspektive in ihren von tiefer Humanität und eindeutiger Sprache geprägten Texten thematisiert. So summiert etwa die repetitive Endsequenz „Don't Shoot“ ihres 2015 entstandenen Songs „Black Enough“ die Erfahrungen schwarzer Bevölkerungsgruppen mit rassistischen Vorurteilen. Besonders anrührend, wie sie Stings „Englishman in New York“, das der exzentrischen Gay-Ikone Quentin Crisp gewidmet war, als „Alien“ in den Erfahrungsbericht eines schwarzen Arbeiters im amerikanischen Alltag transformiert.

Getragen werden ihre mit aus rauchigen Tiefen bis in strahlende Höhen reichender Stimme intonierten Lyrics durch eine stimmige Mischung aus Jazz und Soul plus afrikanischer Sounds. Die von John Beasley kongenial für die fabelhaft subtil agierende hr-Bigband arrangiert wurden. Wobei deren Bassist Hans Glaswaschnig mit markanten Lines besonders auffällt. Während Somis langjährige Begleiter, der senegalische Gitarrist Hervé Samb und der japanische Pianist Toru Dodo, neben diversen Radio-Jazzern für die solistischen Glanzlichter im dynamisch buntschillernden Flow sorgen.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Simon Below Quartet. Elements of Space; Simon Below (p), Fabian Dudek (as), Yannick Tiemann (b), Jan Philipp (dr) Traumton / Indigo

Das zweite Album eines jungen Quartetts, das bereits für seinen Erstling viel Zuspruch erntete. Die Mitt- bis Endzwanziger sind allesamt Gewächse der HfMT Köln, dort lernten sie sich kennen, von dort nahmen sie prägende Einflüsse mit. Leader Simon Below studierte bei den Pianisten Hendrik Soll und Hubert Nuss, von denen Letzterer ihm bescheinigt: „Sein singender Anschlag ist betörend, sein musikalischer Geschmack treffsicher. Wenn Simon am Klavier sitzt, verzaubert er mit musikalischer Tiefe und Schönheit.“ Anders als viele Klavierkollegen seiner Generation gründete Below kein Pianotrio, sondern – nicht ganz so naheliegend – ein Quartett. Seine Musik charakterisiert er treffend als „Kammerjazz mit Push“.

Below selbst ist ein subtiler, lyrischer Spieler und eher der introvertiert-versonnene Pol der Band. Als Gegenpol und perfekte Ergänzung fungiert Altsaxofonist Fabian Dudek, dessen Ton schon mal rau und kehlig wird und die expressive, zupackende Seite der Band darstellt. Der „Push“ freilich ist vor allem Ergebnis eines dichten Zusammenspiels, das Below schon durch seine Kompositionen herausfordert, indem er nicht alles genau festschreibt, sondern Räume offen lässt. Beim Opener „Wasserschimmer“, einem veritablen Stück Programmmusik, lässt ein ausgedehntes, impressionistisches Klavier-Intro das im Titel evozierte Farbenspiel vor dem geistigen Auge entstehen, bevor Dudeks Alt die Intensität langsam steigert und den Spannungsbogen zu Ende führt. „Windfall“, einzige Fremdkomposition des Albums, stammt aus der Feder John Taylors, der bis 2007 in Köln lehrte. Er verstarb 2015, sein Einfluss bleibt präsent.

Berthold Klostermann